



Gertrud Laub, Namenlos in der Fremde

swb-verlag, Stuttgart 2015, 240 S., broschiert,
ISBN 9783944264790, 12,80 €

Auszug

Abschied

Es war an einem klirrend kalten und windigen Januartag des Jahres neunzehnhundertfünfundvierzig, als ich fröstelnd auf der teils schneebedeckten, teils verharschten Landstraße als Siebzehnjähriger mit Rucksack und Koffer bepackt, den Frauen und Männern folgte, die von bewaffneten Soldaten in den blassgrünen Uniformen der rumänischen Armee eskortiert wurden. Die kurzen Karabiner mit den aufgepflanzten Bajonetten hingen den Soldaten griffbereit über den Schultern. Die Kolonne wogte schwerfällig unter dem schmutzig verwaschenen Himmel dahin und doppelt so viele Angehörige folgten ihr wie im Sog. Vor dem Flurkreuz, das sich fast nahtlos an die letzte Häuserzeile anschloss, schlugen viele inbrünstig das Kreuz und einige Frauen knieten nieder und beteten zu dem Gekreuzigten, der schmerzverzerrt und hilflos auf die bewegte Landstraße blickte. Auch ich schickte im Vorbeigehen ein seufzendes „Jesus, hilf mir!“ zu dem etwas verschneiten, mir aus meiner Ministrantenzeit wohl bekannten, aber nie reflektierten Standbild des grausam Leidenden, in der Hoffnung, diesem ungewissen Schicksal, in das ich getrieben wurde, eine positive Wendung geben zu können. Doch ohne es wahr haben zu wollen, drängte sich mir der Verdacht auf, dass auch ich einem Karfreitag, meinem eigenen, einem langen schmerzreichen Karfreitag entgegenging. Mich fröstelte in meinem wadenlangen schwarzen Mantel. Ich schlug den schmalen Kragen hoch und zog die Wollmütze etwas tiefer in die Stirn. Der eisige Wind, der über die Steppe strich, ließ die meisten meiner Leidensgenossen verstummen und jeder hing seinen wohl düsteren, von Ungewissheit und Angst geschwängerten Gedanken nach. Der Abschied von meinen Eltern vom Vormittag kam mir in den Sinn. Es war so einfach, so gar nicht dramatisch. Nächtelang hatte ich wegen der Gerüchte über die bevorstehende Verschleppung nicht geschlafen, man wusste nicht, wann man an der Reihe war – man wusste aber, dass es kein Entrinnen gab. Auch das Gehebe des Gendarmen, der eher zaghaft als stürmisch an die vordere Eingangstür klopfte, verriet nichts Bedrohliches. Auf Geheiß des Hausherrn, meines Vaters, nahm er auf einem Stuhl in der Küche Platz, das Gewehr zwischen den Knien, und wartete bei einem Gläschen Wein, bis alles gepackt und ich fertig angezogen war. Danach durchschritt er mit seinen schweren, mit Nägeln beschlagenen Militärschuhen den Raum. Ich folgte ihm etwas bedrückt, dahinter stumm und traurig meine Eltern, bis zur vorderen Haustür. Diese vor-

nehme Eingangstür, die in den Vorgarten und nicht wie die hintere in den Hof führte, wurde nur für Gäste und bei besonderen Ereignissen geöffnet. Sie hatte seit meinem siebenten Lebensjahr einen Schönheitsfehler. Die Zierscheibe oben rechts fiel wegen der abweichenden dunkelgrünen Farbe sofort ins Auge. Trotz der zehn Jahre Gewöhnungszeit störte sie offensichtlich alle Besucher, da meine Mutter unaufgefordert jedem erklärte, dass mein verfehlter Fußballschuss daran schuld gewesen sei und die passende Glasscheibe nicht mehr aufgetrieben werden konnte. Doch heute war ich wohl der einzige, dem diese Ersatzglasscheibe auffiel. In Gedanken nahm ich Abschied von einer glücklichen Kindheit. Auf dem Treppenabsatz hielt ich inne. Mein Blick blieb an den kahlen Fliederbäumen und den wie mit Sahnehäubchen schneebedeckten Buchsrabatten hängen. An der Seite des Gendarmen durchschritt ich dann die mir bekannten Gassen bis zum großen Park im Dorfzentrum. Aus Verlegenheit oder dank des Gläschen Weines, das mein Vater ihm öfter nachgefüllt hatte, begann der junge Mann in Uniform, der auch nicht viel älter war als ich, ein leises, aber freundliches Gespräch über das unwirtliche Wetter. Ein Gespräch, das wie eine Entschuldigung klang. Aus allen Richtungen kamen stumme Gesichter herbei und schauten fragend in die Runde. Die Angehörigen standen seitlich ratlos herum und warteten. Alle warteten. Die Zeit fror an den Bäumen fest. Die Stimmen verstummten. Die Tränen versiegten. Dann kam der Befehl zum Abmarsch.

Der etwa fünf Kilometer lange Weg zur Sammelstelle ins nächstgelegene Dorf schien kein Ende zu nehmen. Ich kämpfte mit der Kälte und dem schweren Gepäck. Der Koffer wanderte immer öfter von links nach rechts und umgekehrt, und je bewusster ich mir die Last machte, je schwerer wurde sie. Als mehr und mehr der begleitenden Angehörigen in der frühen Dämmerung des kalten Winternachmittags den Rückmarsch ins Dorf antraten, fühlte ich mich inmitten der vorwärts Getriebenen sehr einsam, zum ersten Male in meinem Leben ergriffen von einer Art Heimatlosigkeit. Das unfreiwillige Loslösen von allem Vertrauten schuf eine innere Entfremdung. Diese Landstraße, die ich von den Fahrten zu meiner in einem weiter entfernten Dorf lebenden Großmutter kannte, schien mir fremd zu sein. Schon als Kind, hinten im Auto sitzend, erklärte ich alle Sehenswürdigkeiten oder Besonderheiten und Ortschaften, die ich von den vielen Fahrten der Reihe nach auswendig hersagte, wobei ich einen besonderen Ehrgeiz entwickelte, meinen zwölf Jahre älteren Bruder Paul an Schnelligkeit zu übertreffen. Jetzt aber fühlte ich mich aus meiner inneren Welt ins Allgeschleudert.

Müde und niedergeschlagen erreichten wir die Sammelstelle, ein ehemaliges Hotel in der Nähe der alles überragenden Kirche. Ihre spitzen gotischen Türme berührten den dunklen traurigen Himmel. Die Zimmer, auf die wir verteilt wurden, waren leer. Jeder suchte sich auf dem Fußboden ein Plätzchen. Das Gepäck war weicher als der Dielenboden. Trotz der Unbequemlichkeit war es nach diesem langen Marsch eine Erleichterung. Die Fenster waren fest verschlossen. Fluchtgefahr hieß es. „Gefangen“, sagte Stefan, mein bester Jugendfreund und ehemaliger Klassenkamerad, der neben mir auf dem Fußboden Platz genommen hatte. Er biss kräftig in eine lange Wurst und kaute genüsslich. In der anderen Hand hielt er eine Scheibe Brot, von der er nichts abbiss. Ich betrachtete ihn von der Seite und hatte das Bild meines Banknachbarn aus meiner Schulzeit vor Augen, der die Scheibe Brot, die ihm seine Mutter täglich einpackte, zwar nicht aß, aber immer in der linken Hand zum Abbeißen bereithielt. Bevor er die Wurst wieder zum Mund führte, machte er mir gegenüber eine einladende Geste und sagte: „Komm, iss etwas!“

Immer öfter prallte das Wort Russland an meinem Kopf ab und wurde von den Wänden zurückgeworfen. Es nahm zunehmend mehr Raum ein und selbst die Optimisten gaben langsam auf, diese Aktion als Irrtum oder vorübergehendes Ereignis zu sehen. Michael Hofmeier, der auf der anderen Seite neben mir kauerte und sich bisher nicht an Lautstärke sich überbietenden Meinungsäußerungen beteiligt hatte, sagte flüsternd, aber überzeugend zu mir: „Wir sind ein Teil der Kriegsschulden. Da ist nichts dran zu ändern.“

Es klang wie das Amen in der Kirche. Als die Diskussion nur noch aus der Wiederholung des einen Wortes bestand, verstummten alle. Die Zeit tropfte zäh in die Dunkelheit. Einer, der unter dem Fenster saß, öffnete es vorsichtig einen Spalt. Mit dem frischen Luftzug drangen auch das glasklare Knirschen des frostigen Bodens unter den schweren Militärschuhen der Soldaten zu uns und das Aneinanderklopfen ihrer Füße, um die Kälte abzuschütteln. Drinnen weckte von Zeit zu Zeit ein sich selbst erstickender Schnarcher die dösende Menge. Der große russische Bär, der jeden hier mit seinen riesigen Pranken festkrallte, ließ mich nicht zur Ruhe kommen.

...

Anfang April erschien die Kommission in unserem Lager, die die hoffnungslosen Fälle und die für die Sowjetunion zu teuren Kranken und Krüppel aussortierte und zurück in ihre Heimat schickte. Im Wartezimmer der Krankenstation saß mein Stollenkamerad Kipper, der für das Abteufen in der Wetterstrecke zuständig war, groß, hager und bleich. Beim Husten stützte er den Kopf auf die Hände, als ob er diesen und seinen ganzen Brustkorb vor der Erdanziehung retten müsste. Daneben, ganz nach hinten an die Wand gelehnt, starrte Höchstmann teilnahmslos den Blick wie auf einen Punkt an der Decke festgenagelt. Ein Mittvierziger mit filzigen grauen Bartstoppeln und tiefliegenden Augen. Ich setzte mich ihnen gegenüber.

„Von den vielen Kranken sind scheinbar nur wir als die schlimmsten Fälle übrig geblieben“, sagte ich in eine Hustenpause von Kipper hinein.

Und flüsternd, als wollte er seinen Husten nicht wecken, antwortete er den Blick zur Tür des Sprechzimmers gerichtet: „Die Bolschewiken hier, die haben uns auf dem Gewissen.“

Die Tür ging auf. Ich zuckte zusammen und war im Begriff, mich an meinem Stock nach oben zu ziehen, als unsere Ärztin ihren Rotschopf aus der Tür streckte und sagte: „Tovarisch Kipper.“

Dieser erhob sich und schloss hustend die Tür hinter sich. Wenn ich bis jetzt diesem entscheidenden Moment voller Zuversicht entgegenfieberte, so setzte mit dem Zuklappen der Tür ein Zittern in der Magengegend ein, das sich immer mehr nach oben arbeitete und mir die Kehle zuschnürte. Durch Schlucken des letzten Speichels versuchte ich dieses Gefühl des Erstickens loszuwerden. Es gelang nicht.

Nach etwa einer Viertelstunde erschien Kipper in der Tür und schickte Höchstmann hinein.

„Ich fahr nach Hause“, sagte er zu mir, „und dir viel Glück!“

Er ging und ich schöpfte wieder etwas Hoffnung. Vielleicht ist es nur noch eine Formalität. Die Ärztin hat uns wahrscheinlich schon vorausgewählt und die Gutachter segnen ihre Entscheidung nur noch ab. Auch Höchstmanns Lächeln verriet mir nach unendlich langen zehn Minuten, dass es für ihn positiv entschieden wurde.

Ich trat in das Sprechzimmer und wurde von der Ärztin aufgefordert, mich nackt auszuziehen. Auf meinen Stock gestützt, stand ich dann vor der fünfköpfigen Kommission. Im Halbkreis um einen großen Tisch saß links ein Dicker mit mächtigem Schädel und breiten, aufgestülpten Nüstern, dem Gehabe nach zu urteilen, jemand von der politischen Ebene. Dann folgte ein Schwächlicher mit gelber ungesunder Hautfarbe, ein Vertreter der Grubenleitung, den ich schon ein paarmal gesehen hatte. In der Mitte saß ein Jüngerer mit weißem Kittel, ein fremder Arzt. Dann folgte Koljarenko, die Vogelscheuche, wie immer in Uniform, und rechts außen unsere Lagerärztin. Nach einigen Minuten des Schweigens stand die Ärztin auf und erläuterte der Kommission meinen chronischen Krankheitsverlauf und den Ausschluss einer Heilung ohne die entsprechenden Medikamente. Sie hob meine zusätzliche Dystrophie hervor, die man unter den gegebenen Umständen nicht beseitigen könne und schlug den 108 109 Herren vor, mich in den Krankentransport aufzunehmen, da es sinnlos und unverantwortlich sei, ei-

nen auf unvorhersehbar lange Zeit Arbeitsunfähigen im Lager zu behalten und dadurch den Sowjetstaat zu belasten. Sie setzte sich. Stille trat ein. Eine nervenzerreißende Stille. Dann räusperte sich Oberstleutnant Koljarenko. Er grinste hämisch und sagte sehr bestimmt zur Ärztin gewandt: „Fjodor geht noch in die Grube“.

Der Dicke stützte sich mit beiden Handflächen auf die Tischplatte, um sich langsam zu erheben, musterte mich von weitem mit zusammengezogenen Augenbrauen, wie das ein Fleischer mit seinem Schlachtvieh tut, trat dann an mich heran, tastete mit seinen warmen, kurzen, fettgepolsterten Fingern meine von Haut überzogenen Knochen meiner Brust und meines Rückens ab und meinte dann, seinen Stuhl wieder ansteuernd: „Er kommt vorerst in ein Krankenhaus. Und wenn man ihn nicht wiederherstellen kann, wird man ihm eben das Bein amputieren müssen. Das werden die Ärzte in seinem Heimatland auch nicht besser machen können. Aber ich bin überzeugt, dass dieser Junge noch viele Tonnen Kohle fördern wird. Schaut euch doch diese Brust an“.

Sofort hakte die Lagerärztin ein: „Ich kann nichts mehr tun und bestehe auf Krankentransport!“

Da wurde der Dicke energisch: „Nein! Er bleibt hier! Wir sind doch alle einverstanden!? Schreiben Sie!“

Die Aufforderung war an die Ärztin gerichtet. Sichtlich verärgert suchte sie ihre Papiere zusammen. Indem ich meine Hose überzog, kam mir der lateinische Ausspruch unseres Geschichtslehrers Herr Friedrich in den Sinn, wenn die Zeugnisse fertig waren: „Alea iacta est!“ Und wenn er mit dem Stock auf einen der Jungs zeigte, dann musste der antworten: „Caesar, Überschreitung des Rubikon, neunundvierzig vor Christus“.